Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 32. Grand Island, Nebr., 17. November 1911 Zweiter (Theil.) Nummer 14.

Der Augenblick.

Warum denn währt des Lebens Glück
Nur einen Augenblick?
Die zarteste der Freuden
Stirbt wie ein Schmetterling,
Der, saugend an der Blume,
Verging, verging.

Wir ahnen, wir genießen kaum,
Des Lebens kurzen Traum.
Nur im unsel'gen Leiden
Wird unser Herzeleid
In einer bangen Stunde
Zur Ewigkeit.

Der Brief der Bonne.

Ein Bildchen aus dem Wiener Leben von R. Kraßnigg.

Vor einigen Tagen erhielt ich durch die Post einen ziemlich schweren umfangreichen Brief. Ich kenne derlei. Es sind gewöhnlich geistige Erstlingsfrüchte einer poetischen Jungfrau oder eines schwärmerischen Jünglings. Gedichte, so holprig wie ein Waldweg in Galizien, und von einer Kindlichkeit der Auffassung, als hätte der Verfasser Nachts noch den „Lutscher" im Munde.

Ich lese die Sachen ganz gern, denn es liegt unfreiwilliger Humor in ihnen, der viel wirksamer ist, als oft der freiwillige. Ich legte mir den Brief zurück und freute mich auf eine vergnügte Stunde.

Des Menschen Leben ist aber eine fortgesetzte Täuschung!

Auch ich habe mich getäuscht, als ich in dem Brief die üblichen Gedichte oder eine Novelle vermuthete, in der ein edles Mädchen von einem lumpigen Aristokraten verführt und dann von einem „rechtlich denkenden" Arbeiter oder kleinen Beamten geheirathet wird. Es war auch keine Bauerngeschichte, in der der hartherzige reiche Bauer ein „Deandl" dem armen „Buam" nicht geben will, bis nicht dieser „Bua" den steinköpfigen Alten aus dem brennenden Gehöft oder aus dem wildreißenden Fluß rettet. Auch keine Näherin wurde geschildert, die brustkrank ist, Tag und Nacht hüstelt und näht und schlechten Kaffee dazu trinkt, weder Kohlen zum Einheizen noch ein liebendes Herz besitzt, die sich beim Greisler demüthigen lassen muß, um einen Liter Petroleum geborgt zu bekommen, und die am Sterbebett bitterlich weint, daß sie fürderhin ihren Kanarienvogel nicht „betreuen" kann und erst ruhig in's bessere Jenseits hinüberschlummert, als sie sieht, daß sich ihr „Hansl" vor Schmerz und aus Sorgen für seine Zukunft auch zum Sterben hinlegt.

Nichts von alledem stand da zu lesen. Der Brief enthielt ein Tagebuch. In den wenigen Zeilen des Begleitschreibens hieß es, „es sei ein kleiner Beitrag zur modernen Kulturgeschichte", ein „Lichtfünkchen, das moderne Sitten und modernes Leben beleuchten" möchte, und daß „ich gewiß wüßte, wie es zu verwenden sei."

Und nun das Tagebuch aufgeschlagen.

1. September 19.. Vor vierzehn Tagen ist mein Vater gestorben. Da es meiner Mutter nicht möglich ist, mich die begonnenen Studien fortsetzen zu lassen, da die kleine Pension zum Leben reicht, bin ich entschlossen, etwas zu verdienen. Ich will als Bonne gehen, da ich von jeher eine große Kinderfreundin gewesen bin. Ich stelle es mir recht hübsch vor, mit den lieben Kindern zu spielen, sie zu unterrichten und in ihr Gemüth edle Reiser zu pflanzen, die dann weiter wachsen, blühen und gedeihen. Ich glaube, es wird mir nicht schwer fallen, einen solchen Posten zu finden, da ich gute Schulzeugnisse besitze und perfekt französisch spreche.

18. September 19.. Es ist schwerer, als ich gedacht habe. Auf meine Annonce erhielt ich zwar zahlreiche Zuschriften, allein wo ich mich vorstellte, forderte man eine Bonne, die „schon wo war". Du lieber Himmel, einmal muß ja jeder angefangen haben

20. September 19.. Endlich! In einem sehr wohlhabenden Hause habe ich drei Nachmittage in der Woche bekommen, um mit einem Knaben von zehn Jahren französisch zu sprechen und mit ihm die Schulaufgaben zu machen. In einem anderen Hause wieder bin ich für zwei Vormittage engagirt worden. Man zahlt recht wenig für Kindererziehung. Eine der Gnädigen fragte mich, was ich verlange, wenn ich den ganzen Tag bei den Kindern sei. Ich erwiderte: „Fünfundzwanzig Gulden". Sie schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief: „Um das Geld bekomme ich ja beinahe eine Herrschaftsköchin!" Einer Köchin zahlt man also fünfundzwanzig Gulden, einer Erzieherin der Kinder nicht. Merkwürdig! Das hätte ich früher wissen sollen.

25. September 19.. Gestern war ich zum erstenmal in beiden Familien. Natürlich muß ich zu den Kindern „junger Herr" und „gnädiges Fräulein" sagen. Ich habe mir vorgestellt, daß ich den Kindern eine gute Kameradin sein und mit ihnen auf dem Duzfuße stehen werde.

26. September 19.. Heute Nachmittags war bei der einen Gnädigen Jour. Ich hörte bis hinüber in's Kinderzimmer, wie mich die Dame lobte. Eine andere Frau fragte, welches Honorar ich bekäme. „Dreißig Kreuzer für die Stunde!" erwiderte meine Dame.

„So viel? Dann hilft das Fräulein aber auch in der Wirthschaft? Nein? Aber liebe Frau ... führen Sie sich doch das nicht ein. Wenn das Fraulein mit Ihrem Sohn französisch konservirt, kann sie doch dabei Wäsche ausbessern! Mein Fräulein kommt Morgens, geht dann einkaufen, führt die schulpflichtigen Kinder zur Schule, kehrt dann zurück, ist meiner Emilie beim Ankleiden behilflich, frisirt sie und dann mich und ist dann anwesend, wenn die Emilie Klavierstunde hat. Und ich zahle nur fünfundzwanzig Kreuzer, gebe aber Mittags die Kost. Die Zeiten sind schlecht, Lebensmittel und Toiletten sind furchtbar theuer, man muß sparen, wo man kann, liebe Frau ..."

1. Oktober 19.. Der „Jour" hatte für mich recht üble Folgen. Meine Gnädige forderte von mir, ich möge Frisiren lernen, weil das „heuzutag jede bessere Bonne könne". Als ich erwiderte, ich sei nicht als Stubenmädchen engagirt, zahlte sie mir augenblicklich die „Stunden" aus, rechnete aber den „Jausenkaffee" mit zehn Kreuzern ab. Ich ging.

12. Oktober 19.. Das kleine fünfjährige Mädchen, bei dem ich zweimal Vormittags bin, schlug mich mit der geballten Faust in das Gesicht. Die Gnädige sah das und machte mir Vorwürfe darüber, daß ich es dem Kinde noch nicht abgewöhnt habe, alles mit der — linken Hand zu thun. Es fiel ihr gar nicht ein, das Kind zu strafen, weil es mich geschlagen, sie ärgerte sich nur darüber, daß es dies mit der Linken gethan. Als ich der Kleinen das garstige Betragen vorhielt, rief die Mama: „Fräulein, ich verbiete es, das Kind auszuzanken! Es ist nervenleidend und muß sehr zart behandelt werden. Wollen Sie sich das ein- für allemal gesagt sein lassen!"

18. Oktober 19.. Wieder drei Lektionen bekommen. Ich bekomme dafür zwar kein Geld, aber die Kost. Wenn ich hier anführe, daß wir sieben Personen zu Mittag sind und daß kaum zwei Pfund Fleisch gekauft werden, daß für zehn Kreuzer Gemüse gebraucht wird, so kann man sich vorstellen, wie meine „Kost" aussieht. Und das sind reiche Leute, die ein eigenes Haus, eine Cottage und ein Zinshaus besitzen. „Wollen Sie noch etwas Fräulein?" fragte die Gnädige öfter bei Tisch, wenn ich mein papierdünnes Fleisch und meine zwei Eßlöffel Gemüse verzehrt habe. Der Blick, mit dem mich die Gnädige dabei beehrt, läßt mich erkennen, daß ich „nein" sagen muß. Des Spasses halber aber sagte ich: „Wenn ich bitten darf!" Ich erhielt sodann noch zwei Eßlöffel Gemüse, mußte aber dann hören, wie die Gnädige der Köchin den Auftrag gab, von nun an um zwei Kreuzer Gemüse mehr einzukaufen, „weil ein ausgehungerter Bauernmagen" zu sättigen sei. Ich schrieb noch am selben Tage ab.

2. November 19.. Habe mich wieder für ein anderes Haus verpflichtet. Ich habe mit einem siebzehnjährigen jungen Mann zwei Stunden täglich Französisch zu konversiren. Der „Herr Alfred" wird aber zudringlich. Ich beschwerte mich hierüber bei seiner Mama und erhielt zur Antwort: „Sie werden doch nicht glauben, daß der Bub das ernst meint? Er macht einen harmlosen Scherz." Ich dankte für derlei Späße und ging auch da.

15. November 19.. Ich sehe immer mehr und mehr ein, daß eine „Bonne" eigentlich zu ganz etwas anderem verwendet wird als zur Erziehung, zum Unterricht und zur Gesellschafterin der Kinder. Sie ist Stubenmädchen, das Frisiren und Zimmerbürsten soll, sie soll einkaufen, damit die theure Köchin geschont wird, sie ist der Sündenbock für die Unarten kleiner und großer Kinder, sie ist Haushälterin, die die Wäsche zu flicken hat, während sie Französisch parlirt, und wenn sie sich untersteht, zweimal Gemüse zu verlangen, wird sie zum „ausgehungerten Bauernmagen."

Eine Köchin in einem der Häuser, in denen ich „Stunden" gebe, sagte mir: „Hör'n S', san Sö dumm! Lernen S' kochen, Fräul'n, Sö brauchen net z'viel können, weil dö heutigen Gnädigen eh net wissen, wia was sein soll. Geh'n S' als Köchin, da ham S' es viel besser. A Köchin wird viel, viel zarter behandelt wia a „Bonne". Wann a Köchin was versteht, is f' der Herr im Haus, sie is nia so hungrig wia die Herrenleut', wann f' vom Essen aufsteh'n, sie wird besser zahlt und braucht sich von die Fratzen nix g'fallen z'lassen." Ich will Köchin werden."

Hier endet das Tagebuch. Was ich von „Bonnen" und ihrer Behandlung in „feinen Häusern" weiß, ist das Tagebuch eher weiß als schwarz gefärbt.

Wird man je die Mädchen, denen wir unsere Kinder zur Erziehung und zum Unterricht anvertrauen, so behandeln und so bezahlen, wie es gerecht wäre? Ich glaub' es nicht!

Der verkannte Leichnam.

Aus einer rheinischen Industriestadt wird der Tägl. Rundsch. folgendes dort kürzlich passirtes Geschichtchen gemeldet: Vor einigen Tagen fanden Arbeiter auf einem Schutthaufen vor der Stadt ein Packet, in dem sich ein kleiner, geöffneter Rumpf ohne Kopf befand, Arme und Beine waren abgetrennt und lagen dabei. Die Polizei fahndete sofort nach der vermuthlichen Kindesmörderin und übergab die Angelegenheit dem Gericht. Zwei Aerzte untersuchten die Körperreste und stellten fest, daß sie von einem drei bis vier Monate alten Kinde weiblichen Geschlechts herrührten, das bis zuletzt Nahrung aufgenommen habe; die Haut der Leiche war abgezogen. Darauf wurde das Kind standesamtlich in das Todtenregister eingetragen und auf dem Friedhof beerdigt — die Armenkasse wies dazu zwanzig Mark an. Einige Tage war die Stadt wegen des geheimnißvollen grausigen Fundes in Aufregung. Da erklärte der Besitzer des hiesigen kleinen Zoologischen Gartens, ihm sei vor einiger Zeit ein junger Schimpanese eingegangen, diesen habe er ausstopfen lassen und die gefundenen Gebeine seien die Ueberbleibsel dieses Thieres. Der katholische Geistliche hat den Antrag gestellt, den Kadaver wieder sammt Sarg zu entfernen. Wer bezahlt nun die Kosten der Enterdigung? Das Standesamt muß seine Todesurkunde berichtigen. Die Stimmung der Bevölkerung aber hat sich natürlich in allgemeine Heiterkeit aufgelöst.

Kostbare Kirchenschätze.

Die portugiesische Polizei hat in Lissabon mit der wichtigen Arbeit begonnen, die Schätze und Kostbarkeiten aufzunehmen, die sich in der erzbischöflichen Kathedrale befinden und deren Werth von Sachverständigen auf weit über 3 Millionen Dollars geschätzt wird. Denn die Kirche besitzt neben alten Gold- und Silbergeräthen von unschätzbarem Werthe eine Reihe von Stücken, die über und über mit echten Juwelen besetzt sind. Eine der werthvollsten Arbeiten ist die große Monstranz, die von einem portugiesischen Goldschmied des XVI. Jahrhunderts gefertigt wurde; in dieses Stück sind nicht weniger als 4120 seltene Edelsteine eingelassen; nach dem Urtheil der Fachleute stellt diese Monstranz für sich allein einen Werth von 450,000 Dollars dar. Kaum weniger kostbar ist das juwelengeschmückte Kreuz, das einst Philipp II. der Kathedrale stiftete. Der größte Theil der übrigen Kirchengeräthe stammt aus dem XVII. Jahrhundert, wie auch die meisten kostbaren, reich mit Gold und Silber verbrämten Meßgewänder. Aber die Kathedrale verfügt auch über einen ganzen Schatz wundervoller, alter, persischer Teppiche und kunstvoll gewebter alter Draperien. Die geistlichen Würdenträger der Kathedrale haben gegen das Vorgehen der Polizei einen schriftlichen Einspruch erhoben, in dem sie geltend machen, diese Schätze seien ausdrücklich der Obhut der Geistlichkeit übergeben worden; die Priesterschaft hat es auch abgelehnt, sich an der Inventuraufnahme zu betheiligen.

Die Jagd auf den Rogue-Elefanten.

In den Dschungeln Indiens ist ein besondrer Schrecken der Rogue, der Verwüster der Hütten, der zielbewußte Verfolger der Menschen, an dem er mit bestialischer Tücke und List seine Wut ausläßt. In der Nähe von Kakonta schoß der Elefantenkönig Sanderson einen der berüchtigsten Rogues, der vorher die Eingeborenen über Hals und Kopf zur Flucht zwang. Hier wüthete später Peer Bux, der Schrecken von Hunsur, ein ehemals zahmer Elefantenriese, der seine Mahauts tödtete und dann den Kampf gegen jedes lebende Wesen für längere Zeit durchführte, bis er schließlich von dem kühnen Gordon Cumming nach mehrwöchiger, systematischer Verfolgung erlegt wurde. Diesen von ihm erzählten Beispielen fügt der Indienforscher und Jäger Oberleutnant O. Kauffmann den Bericht von einem selbsterlegten Rogueelefanten hinzu. Wir entnehmen ihn seinem Werke „Aus Indiens Dschungeln", das zum Preis von 20 M., mit vielen Aufnahmen nach der Natur ausgestattet, geb. in 2 Bänden bei Klinkhard u. Biermann erscheint und die Jagderlebnisse und Reisen des Verfassers, die Herrlichkeiten Indiens, das Leben seiner Bewohner schildert.

Eine Heerde Elefanten greift niemals geschlossen an. Unangenehmer als mit einer Heerde kann schon die Begegnung mit einem Einzelbullen werden, und es gibt wohl kaum ein den Menschen mehr gefährdendes wehrhaftes Wild als einen Rogue.

Der Schrecken, den ein einzelner Rogue unter den Eingeborenen hervorruft, wird kaum durch einen Tiger oder einen Panthermenschenfresser übertroffen. Auch hier ist der Schaden individuell verschieden, den die Bosheit solcher Bestien anrichtet, und es ist eine müßige Frage, welches Thier mit Recht mehr gefürchtet werden müsse.

Wegen des dichten Dschungels ist man in Indien gezwungen, möglichst nahe an den Elefanten heranzugehen, um einen tödlichen Schuß abgeben zu können. So muß man sich an einen Einzelelefanten auf wenigstens 20 bis 30 Schritt mit gutem Wind heranpirschen. Mit der Nähe wächst aber auch die Gefahr. Gewöhnlich geht jeder Elefant, wie überhaupt jedes wehrhafte Wild und Raubzeug, dem Menschen aus dem Wege. Bei boshaften Einzelelefanten mag es dagegen oft nicht zutreffen. Daher muß es mein Bestreben sein, mit dem ersten Schuß den Riesen, bevor er angeschweißt die kurze Strecke zu mir zurückzulegen in der Lage ist, im Feuer zu strecken. Diese Absicht, deren Ausführung auf einer einzigen Person beruht, kann aber nur durch einen Gehirnschuß erzielt werden. Bei Lungenschüssen vermag der Elefant mich in der Regel noch zu erreichen, ehe die tödliche Wirkung eintritt.

Ich habe wohl mein Herz schlagen hören und verheimliche nicht eine gewisse Erregung, die mich ergriff, als die Kurumbas mir zum erstenmal die Nähe eines notorischen Rogues mittheilten, als ich gerade nach meinem Gaursumpf ritt.

In dem letzten halben Jahre war in den Kakonkota-Forsten (in Mysore) ein halbes Dutzend Menschen von drei berüchtigten Rogues getödtet worden. Die Kurumbas hatten einen dieser boshaften Gesellen an der Fährte und Richtung erkannt, die er in bestimmten Zeiträumen als Wechsel einhielt. — Während die Kurumbas ausgeschwärmt, die noch warme Fährte bestätigten, klang in einer Entfernung von etwa 1300 Fuß das Brechen eines Elefanten herüber. Die Windrichtung wurde festgestellt und es folgte eine kurze Berathung.

Nachdem ich die mit Hohlspitzgeschossen geladenen Büchsen durch Ganzmantel ersetzt, folgte der Anmarsch quer durch das verhältnißmäßig lichte Dschungel auf das Brechen des Elefanten zu. Hier und dort hatte er den aus der Suhle noch mit Schlamm bedeckten Körper an dicken Baumstämmen gescheuert. Er mußte fast drei Meter Schulterhöhe haben! Näher und näher ertönt von Zeit zu Zeit das Prasseln und Krachen im Holz vor uns. Jetzt muß er einen Bambusenklump bearbeiten. Laut berstet mit einem Knall, der an einen Flintenschuß erinnert, das schwonte Rohr. Da verschwinden die Kurumbas aus der Front. Jeder erklettert einen der Baumriesen, die auch der stärkste Elefant nicht umzuwerfen vermag. Wir müssen auf 340 Fuß heran sein. Das Brechen hat aufgehört. So hält Hilda auf den leisen Wink des Mahaut, um den genauen Standort des Bullen auszufinden. Es vergehen wohl zwei Minuten — Todtenstille. Wohl ertönen ringsum Vogel- und Insektenstimmen, aber die höre ich nicht, da mein Ohr nur auf ein bestimmtes Geräusch wartet. Soll der Bulle unsern Anmarsch schon gehört haben? — Nein, da rauscht es wieder vor uns in den Zweigen. Auf den Druck der Schenkel des Mahaut geht Hilda, mein Reitelefant, mit dem Rüssel hoch windholend, die Behänge nach vorn öfters klappend, wieder vorwärts. Sie hat natürlich auch ihren wilden Bruder schon gewittert und weiß die allgemeine Kriegslage durch ihre langjährige Praxis zu beurtheilen. Wiederum feierliche Stille. Hilda steht. — Aber da — kaum dreißig Schritt vor uns im Halbdunkel der Bambusen eine graue hohe Mauer. — Ich nehme das Zeißglaß — richtig! Mit der Front zu uns bombenstill ein riesiger Elefant. Nicht mit einer Muskel rührt er sich. Der Rüssel hängt zur Hälfte herunter, die Spitze ist, leicht nach innen gewickelt. Aber was ist das? — Der stumme Geselle hat ja keine Stoßzähne — keine Waffen? — Da kann er ja nicht der berüchtigte Rogue sein, der nach der Beschreibung der Kurumbas ein fünfviertel Meter langes Gewaff tragen soll. — „Mucna!" raunt mir Theobald zu — aha, also ein waffenloser Einzelbulle.

Währenddessen rührt sich der Mucna nicht vom Fleck. Er scheint zur Gegenwehr eines Angriffs bereit zu sein, den er von der ihm so nahe aufrückenden Hilda erwartet.

Mir liegt aber nichts ferner, als einen Mucna zu erlegen, und es heißt sich nun wieder aus der bedrohlichen Nähe, ohne den Burschen weiter zu reizen, zu entfernen. So gebe ich nach weiterer Beobachtung dem Mahaut einen Wink und seitwärts zuerst, dann später von ihm abgewendet, wird der Rückzug angetreten. Lächelnd kommen die Kurumbas wieder von den Bäumen herunter. Sie behaupten aber, sich in der Fährte nicht getäuscht zu haben. Trotz der Enttäuschung wirkt die wohlige Ruhe der Abspannung angenehm auf die Nerven.

Aber halt, da bricht es ja wieder nach weiteren 400 Schritten. Ist das ein Getöse! Meine Kurumbas horchen und erklären eine ganze Herde Elefanten äse dort.

Ohne größere Vorsicht rückt Hilda der vermuthlichen Heerde auf. Wieder blieben die Kurumbas zurück. Mit ausgezogenem Schieber der Kassette nähere ich mich der Stelle, wo Aeste knacken.

Aber halt! Jenseits einer Grabenmulde, da steht ja ein Einzelelefant. Von weiteren Stücken war nichts zu hören noch zu sehen. Ich komme auf 30 Schritt heran. Er stand so tief im Schatten der Bambusen, daß an eine photographische Aufnahme nicht zu denken war.

So lege ich die Kamera fort und nehme die Doppelbüchse auf.

Der Mahaut raunt mir zu, es wäre ein ganz junger Elefant mit ganz kleinen Stoßzähnen. Ihm graulet es und er möchte mich zur Umkehr bewegen. Daran dachte ich gar nicht. Der Bulle sta nd zu uns breit; beim näheren Zusehen mit Hilfe des Glases wurde mir der freiwerdende Kopf mit gewaltigen Waffen sichtbar. Ist das ein gewaltiger Bursche! — „Jawohl," kam es gepreßt aus Theobalds Munde, „es ist der berüchtigte Rogue, der mit dem Mucna zusammengeht und schon so viel Unheil angerichtet hat." —

Erst muß ich in der Dschungeldämmerung durch das enge Ast- und Zweiggewirr mit dem Glase das Gehör des Bullen suchen, um in der Mitte zwischen den Sehern und dem Gehör das Geschoß anzubringen.

Kurz und scharf hallt der Knall der Büchse wider. In dem nächsten Augenblick liegt auch schon der Bulle auf dem Rücken. Mit betäubendem Getöse begräbt er einen Bambusenklump unter sich und streckt alle vier Läufe gen Himmel. Ich führe sofort eine neue Ganzmantelpatrone in den abgeschossenen Lauf und warte.

Von unsrer Haltestelle aus konnte ich nur eine dunkle Masse sehen, aus der zwei Läufe hervorragten. Der Kopf war durch das dichte Gebüsch nicht zu sehen. Ich verlor den Elefantenkörper aus den Augen, als sich Hilda in Bewegung setzte, um durch die Grabenmulde näher heranzukommen. Da, plötzlich ein schriller Trompetenton, der, mit der Luft durch den Rüssel ausgepreßt, Wut und Boshaftigkeit auszudrücken schien. Sofort wendet jetzt Hilda — sie macht nicht mehr mit! Und als gleich darauf sich nochmals derselbe gleichtonende Trompetenstoß wiederholt, ist sie nicht mehr zu halten, und in der Richtung, von wo wir hergekommen, geht sie trotz aller Bemühungen flüchtig ab.

Wem jemals im Dschungel der Reitelefant durchgegangen, mag sich von der unangenehmen Lage einen Begriff machen, in welche den Reiter die vielen Baumäste und womöglich noch Lianengeschlinge zu bringen vermögen. Dazu noch in einem so ungegebenen Augenblick!

Nach ungefähr 500 Fuß vermochte der Mahaut Hilda zum Halten zu bringen. Wir hielten in einem ziemlich übersichtlichen Bestande. Um drei Seiten führte eine Grabenmulde, die unseren Standplatz zu einem wahren Festungsglacis gestaltete. An einen Angriff des Bullen dachte ich nicht, und wir glaubten, er würde, wieder auf die Läufe gekommen, in entgegengesetzter Richtung abziehen. Doch, was ist das? — Ich höre den Schwerverletzten brechen und auf der Fährte Hildas herankommen. Ist das ein übler Bursche.

Jetzt sehe ich über den Rand der Grabenmulde geradeaus den Rüssel zum Windfangen quer durch die Luft fahren. Er muß unsern Stand gewittert haben. Und wie angreifendes Wild und Raubzeug beim überlegten Angriff die Flanke des Gegners zu gewinnen sucht, so macht er jetzt in der Grabenmulde gedeckt linksum. Dieselbe wird flacher, nach und nach wird der ganze Kopf sichtbar und in den durch das Gezweig brechenden Sonnenstrahlen blinken jetzt die mächtigen weißen Waffen.

Da die beste Verteidigung stets der Hieb ist, so nehme ich die mir auf 50 Schritte deutlich sich abhebende Schläfe aufs Korn und feuere.

Im nächsten Augenblick fuhr der Bulle herum und „tschriiiu!" ertönte wieder laut und eindringlich sein Trompetenstoß.

Das war wiederum zuviel für Hilda. Sie machte kurz Kehrt.

Der Mahaut, der sich auf das Abgehen Hildas diesesmal besser vorbereitet hatte, brachte sie mit Hilfe des Ankus nach einigen Schritten Flucht zum Stehen. Der Rogue soll nun auf meinen Schuß auf die Knie zusammengebrochen sein. Er war wieder aufgegangen und hinter den nächsten Bambusenklumps verschwunden, so daß ich ihn überhaupt nicht mehr gesehen hatte. Schußfertig wartete ich noch einige Minuten. Aber ich verfolgte ihn nicht, da ich annehmen mußte, daß er sowieso bald eingehen mußte.

Aber welche Fülle von Betrachtungen schließt sich an das Benehmen und die Taktik dieses Bullen. Nachdem er wieder nach seiner Betäubung durch den ersten Schuß hoch geworden, verfolgt er zielbewußt die Fährte seines Gegners, wittert und sucht nun seine Flanke zu gewinnen.

Alte verwundete Gaurbullen sollen ebenfalls, wenn sie von dem Jäger auf der Fährte verfolgt werden, abbrechen, umkehren und auf ihre eigene Fährte zu plötzlich von der Flanke angreifen. Von verwundeten Großkatzen weiß man es bestimmt, daß sie im dichten Gebüsch verborgen die Verfolger dicht herankommen lassen, um aus der Flanke mit einem Sprunge anzugreifen. Daher auch die häufigen Verluste an Menschenleben bei der Verfolgung kranker Großkatzen zu Fuß.

Mein erstes Gefecht mit einem Rogue war zu Ende — und verloren!

Aergerlich und verbittert begann ich am folgenden Morgen die Nachsuche. Schweiß in Massen auf dem Anschuß des Einzelelefanten und wie mit Gießkannen gegossen seitlich und zwischen der Fährte. Aber der Elefant selbst war nicht zu finden. Zwei Sambharhirsche gingen bei der Annäherung Hildas ab. Ich folgte ihnen und hatte bald den einen Hirsch schußrecht, worauf ich ihn umlegte. Wenn man nun einmal Pech hat, kommt es gleich doppelt. Der stärkere Hirsch ging nach dem Schusse ab, der geringere lag auf der Strecke.

Nachdem er auf Hilda vertaut war, ging die Nachsuche noch eine weite Strecke ohne Erfolg. Erst nach meiner Rückkehr nach Mysore erfuhr ich, daß der kapitale Rogue an der Grenze von Coorg, etwa 4 Meilen vom Anschuß, von Kurumbas gefunden worden war.

Gastfreundlich.

„... Erich, sei doch etwas liebenswürdiger gegen meine Mama; sie meinte heute, ihr Besuch dauere Dir wohl schon zu lange!"

„Aber ich bitte Dich, Kind, jedesmal wenn ich ausgehe, sage ich doch zu ihr: „Hoffentlich bist Du noch hier, wenn ich zurückkomme, Mama!"

Stolz.

Dichter (zum Bekannten): „Ich sage Dir, für dieses Blatt arbeite ich so viel, daß auf der Redaktion ein besonderer Papierkorb für mich aufgestellt ist!"